

Das Museum der Stille

Yoko Ogawa: Das Museum der Stille. Roman / aus dem Japanischen von Ursula Gräfe und Kimiko Nakayama-Ziegler. – 2. Aufl. – Berlin: Aufbau-Verl., 2014. – 347 S. – EST: Chinmoku Hakubutsukan <dt.> – (Aufbau-Taschenbücher; 3006) – ISBN 978-3-7466-3006-9; 9,99 EURO

Ein Mann kommt nur mit einer Reisetasche in einen nicht näher bezeichneten Ort, trifft dort auf ein junges apartes Mädchen und eine vertrocknete Alte, die ihn in verschrobener Weise anleitet, ein Museum der Alltagskultur zu errichten, welches so bemerkenswerte Exponate wie das Diaphragma einer Prostituierten enthalten wird; gesammelt wird, was für die Verstorbenen des Dorfes elementar für ihr Leben war. Die Idee eines Museums der Stille ist geboren.

Der Ort ist voller seltsamer Rituale. So müssen Bürger, deren Ohren klein genug sind, um durch winzige Öffnungen in einer Mauer hindurchzupassen und das, was die Steuereintreiber dahinter flüstern oder spielen, verstehen, keine Steuern zahlen. Als der Arzt stirbt, der in seinem Hinterzimmer die illegalen Operationen durchgeführt hat, Ohren zu verkleinern, soll der Protagonist im Auftrag der alten Dame in die Praxis einbrechen und das dafür bestimmte Messer stehlen. Bei einem Bombenattentat nimmt er das Fell mit sich, welches dem Opfer gehört hatte und beginnt so-

mit, im Geiste der alten Dame aktiv zu werden. Er scheut sich nicht einmal, die abgetrennten Brustwarzen eines Mordopfers zu suchen, um sie als Exponat für sein Museum zu gewinnen. Vergeblich allerdings. Dass der Museumsgärtner der Mörder ist, wird rasch erkennbar.

Das Motiv der Erinnerung durchzieht den Roman auf nahezu jeder Seite; irgendwann trennt sich der Protagonist auch von seinen beiden einzigen persönlichen Besitztümern: seinem Mikroskop und dem Tagebuch der Anne Frank, weil auch diese beiden Gegenstände nur Symbole des Erinnerns sind.

Stille und Kälte sind zwei der tragenden Motive dieses Romans, den ein Rezensent des „Kulturspiegel“ merkwürdigerweise mit den Worten lobte, „Ogawa lässt eine berückend schöne Welt entstehen.“ Irgendwie wäre es schön, wenn die Rezensenten die Bücher auch lesen würden, über die sie schreiben. Jemand, der die Welt, die Ogawa zeichnet, schön findet, sollte über eine psychiatrische Behandlung seiner Selbstheit nachdenken.

Viele der Motive des Romans fanden sich allerdings bereits in „Liebe am Papierrand“. Wie weit Ogawa damit beginnt, sich selbst zu paraphrasieren, mag die Zukunft zeigen.

Rainer Strzolka – (Hannover)